

Die alten Jungfern.

Novellette nach dem Französischen.
Autorisierte Uebersetzung.

(Nachdruck verboten.)

I.

Jeden Morgen, einige Minuten vor acht Uhr, trafen sie sich am Portal St. Moritz, die eine kam von der Rue Martignac, die andere aus der Rue de la Chapelle.

Alle beide trugen eine strenge und düstere Toilette, und sobald sie sich aus der Ferne bemerkten, nickten sie sich freundlich zu; waren sie dann nahe genug herangekommen, so wechselten sie einen langen Gruß, der fast einer Reverenz glich, die beiden großen altmodischen Hüte senkten sich und zwei runzlige Gesichter suchten und fanden sich.

„Guten Tag, Colombe!“

„Guten Tag, Ysaura.“

„Hilfst du dich wohl, meine Liebe?“

„Und du, meine Teure?“

Sie betrachteten sich zärtlich; dann traten sie, Seite an Seite, in die Kirche; verließen sie zusammen, plauderten einen Augenblick und sagten, wenn sie sich trennten:

„Auf Wiedersehen, mein Herz!“

„Auf Wiedersehen, meine Teure!“

So ging es jeden Morgen seit zehn Jahren, und seit zehn Jahren machten sich Fräulein Ysaura von Lancerie und Fräulein Colombe von Saulseu jeden Nachmittags lange Besuche. In der schlaftrüben Ruhe ihrer Zimmer erging sich ihre Freundschaft, die fast so alt war, wie sie selbst — 72 Jahre — in zärtlichem oder fröhlichem Gemurmel. Stundenlang und stundenlang saßen sie bald am Kamin, bald in einer Fenster-Nische, arbeiteten an irgend einer Stickerie, die sie sich gegenseitig zugedacht hatten, und beschworen ihr vergangenes Leben herauf, das rein und einfach war wie die Güte selbst.

Sie hatten die zierlich koketten Geesten von früher beibehalten und sprachen mit einer dünnen, feinen echoartigen Stimme; wenn man sie so nebeneinander sah, hätte man sie für Zwillingsschwesterchen gehalten; so sehr war eine jede der Reflex der anderen.

Und doch war Ysaura von Lancerie einst, wie der „geheiligte“ Ausdruck lautet, „eine pikante Brünnette“ gewesen, die in jedem Punkte einen scharfen Gegensatz zu ihrer Gefährtin Colombe von Saulseu bildete, einer zarten Blondine mit träumerischem Madonnen-Typus; doch jetzt waren sie so alt, so alt, daß sie sich ähnlich sahen.

In der Pension hatten sie angefangen, sich zu lieben, und in ihrer naiven kindlichen Einsicht einen Pakt der Bärtlichkeit geschlossen, den von nun an nichts mehr zerreißen sollte. Die Hoffnung auf eine Erbschaft machte Colombe, der es an Vermögen fehlte, gleichzeitig Hoffnung auf eine Heirat; doch im richtigen Augenblick fiel die Erbschaft ins Wasser und, wie man es nur zu oft sieht, die schöne Hochzeit folgte ihr nach. Fräulein von Saulseu gehörte einer Klasse an, die das Aussterben des Geschlechts jeder Resalliance vorzieht; ihr Lebensroman beschränkte sich daher auf dieses Abenteuer.

Ohne reich zu sein, erstreute sich die Lancerie doch einer weniger beschränkten Situation; doch fast gleich nach ihrem Fortgang von der Pension wurde Ysaura der einzige Leos ihres Vaters, der vom Schlag getroffen wurde; sie widmete sich dem alten Marquis, wie andere sich Gott weihen. Als ihr jüngerer Bruder, der Graf von Lancerie, einige Jahre später in der Lage war, eine glänzende Verbindung eingehen zu können, verzichtete Ysaura auf ihr Muttererbe und veranlaßte den alten Marquis außerdem, seinen Sohn zu bevorzugen. Als der Marquis hochbetagt starb, sah sich Ysaura in Folge dieser Verzichtleistungen in ähnlicher Lage wie Colombe.

Sie lebten noch lange getrennt, sahen sich nur zeitweise und liebten sich wie in den Zeiten ihrer Jugend, doch als der Tod die Eltern dahintrassete, näherte sich Ysaura ihrer Freundin mehr und mehr.

II.

Ysaura von Lancerie lebte in dem Hotel ihres Bruders in der Rue de la Chapelle; hier wohnte sie, umgeben von der liebenden Sorge ihrer Nichte und Großnichten. Colombe dagegen hatte eine bescheidene Wohnung in der Rue de Bourgogne gemietet. Die beiden Freundinnen verabsäumten seit jener Zeit nie, sich täglich zu sehen und ihre alten Erinnerungen auszutauschen.

Jede lebte in einem Museum en miniature, das die Liebe der anderen mit Geschenken ausgestattet hatte und stets — wenigstens fast stets — waren sie einer Ansicht. Nur ganz selten — erhob sich eine leichte Diskussion wegen eines Datums.

Gegen fünf Uhr knabberten sie ein Biskuit, das sie in einen Fingerhut Wein getaucht, und gegen Abend trennten sich Ysaura und Colombe mit einem innigen Kuß, indem sie sich zuschickerten: „Auf Wiedersehen morgen!“

III.

Eines Morgens sah Ysaura von Lancerie ihre Freundin nicht an der Ecke der Rue Martignac auftauchen; besorgt eilte sie nach der Rue de Bourgogne, wo sie Colombe auf einem Ruhebett liegen sah.

„Wie? Bist du krank?“

„Krank? Bist du nicht; es ist nur eine gewisse Schwere in den Beinen.“

Am nächsten Tage erschien Colombes Hut wieder nicht und Ysaura ließ sich nach ihrer Freundin erkundigen, und so von nun an jeden Morgen. Das war der Anfang einer neuen Phase ihres Lebens; den alten Gewohnheiten ihres Lebens mußten neue folgen.

„Sei unbesorgt. . . Da du augenblicklich das Zimmer hüten mußt, so werde ich jetzt zweimal am Tage kommen.“

„Ja, meine Teure; doch ach, dein liebes, kleines Zimmerchen werde ich nicht mehr sehen!“

„Doch, doch, bald bist du wieder bei mir!“

Manchmal schloß Colombe ein, von dieser sanften Stimme eingewiegt, die sich mit frommen Lehren tröstete. Ysaura achtete diesen Schlummer und betrachtete ihre Freundin mit schwermütiger Zärtlichkeit.

IV.

Als Ysaura eines Abends nach Hause kam, hatte sie einen Schwindelanfall. Am nächsten Morgen ward es ihr sehr schwer aufzustehen, und man wollte sie am Ausgehen hindern. Sie bestand darauf, und um Colombe ihr Wort halten zu können, willigte sie ein, daß eine ihrer kleinen Nichten sie begleitete.

„Meine kleine Suzanne ist mit mir mitgekommen“, sagte sie, in das Zimmer in der Rue de Bourgogne tretend, „sie ist allerliebste, nicht wahr?“

Suzanne brachte in das Dämmerlicht dieser beiden Existenzen die blonde und rosige Morgenröte ihrer sieben Jahre.

In den folgenden Tagen erschien Ysaura wieder in Begleitung ihrer Nichte und sah die Reihe an Colombe, ihre Freundin schwermütig zu betrachten.

Erschöpft fiel Ysaura in einen Sessel; sie sprach mit Anstrengung und schlief gleichzeitig mit Colombe ein. Wenn es Zeit war aufzubrechen, weckte Suzanne die beiden Alten.

„Ich glaube, ich bin eingeschlafen?“ fragte Ysaura.

„Ich auch!“ gestand Colombe.

„Ich habe es nicht bemerkt“, versicherte Suzanne.

„Sie erzählten eben noch . . .“

„Ach ja, das ist wahr!“

Als Ysaura sich eines Tages erheben wollte, fiel sie, einen Schrei unterdrückend, in ihren Sessel zurück.

„Was hast du denn, mein Herz?“

„Nichts, ein bißchen Mattigkeit!“

Mit Suzannes Hilfe erhob sich Ysaura, trottete als sie umarmten sie sich, und die Bodenheare zitterten, zitterten wie Zweige im Winde.

Auf der Türschwelle drehte sich Ysaura noch einmal um, um noch einen langen Abschiedsblick auf das Zimmer zu werfen.

„Auf morgen, mein Herz!“

„Auf morgen!“

Sobald sie nach Hause zurückgekehrt war, legte sich Ysaura ins Bett; dann verlangte sie, Suzanne zu sprechen und bat sie, Colombe zu besuchen.

„Du wirst ihr dies und das sagen . . . Du wirst ihr das und dies hinbringen . . . aber halte meinen Gesundheitszustand vor ihr geheim; das würde ihr zu wehe tun, wenn sie die Wahrheit erfähre!“

Das junge Mädchen entledigte sich ihres Auftrages; in Begleitung eines Kammermädchens ging sie nach der Rue de Bourgogne und bemühte sich, die Besorgnis Colombes zu täuschen.

So erschien Suzanne von nun an jeden Morgen bei Fräulein von Saulseu, die ihr ihrerseits tausend Kommissionen für Ysaura übertrug.

V.

Der Tod trat bei Ysaura fast plötzlich während der Nacht ein.

Der Todeskampf, der sonst gewiß recht sanft gewesen wäre, war infolge einer brennenden Sehnsucht, die sie hinsichtlich ihrer Freundin empfand, sehr qualvoll.

Bevor sie verschied, rief sie Suzanne und nahm ihr das Versprechen ab, ihren Tod Colombe nie zu entdecken.

„Sie soll es niemals, niemals erfahren“, flehte sie, das würde ihr zu wehe tun!“

„Wie geht's ihr, mein Herzchen?“

„Tante fühlt sich etwas besser, Fräulein . . .“

„Das ist schön. Höre, mein Kind, ihr Geburtstag ist in fünf Tagen; es wäre sehr hübsch von dir, wenn du ihr diesen Rosenkranz überbringen wolltest.“

Um ihre fromme Bitte aufrechtzuerhalten, verbar das junge Mädchen ihre Trauer unter einem hellen Mantel. Dem Versprechen getreu, ersann sie jeden Tag eine neue Erfindung, und es gelang ihr, Colombe in ihren Illusionen zu erhalten . . .

„Tante hat mir gesagt, ich soll Ihnen sagen . . .“

„Ja, ja, sie hat recht . . . Hast du sie gefragt, ob sie noch ihr Brautjungferkleid aus dem Jahre 1842 besitzt?“

„Tante hat es noch immer; sie hat es mir anvertraut, um es Ihnen zu zeigen.“

„Ja, das ist es! . . . Ach, weißt du schon, Kind?“

„Ich finde ihr einen Stuhl zu neujahe . . . Suche doch auf geschickte Weise zu erfahren, welche Farbe sie für den Grund vorzieht . . .“

Am nächsten Tage sagte Suzanne:

„Tante würde grün vorziehen!“

„Ich ahnte es!“

Dann etwas später:

„Sieh nur, wie liebenswürdig sie ist, die Gute!“

Wie in jedem Jahr, hat sie mir auch diesmal ein Duzend Handschuhe geschenkt. Sage ihr nur, wenn ich auch nicht ausgehen kann, anziehen werde ich sie doch!“

Dabei zeigte Colombe ihre behandschuhten Hände.

✱

VI.

Eines Tages begann Colombes Todeskampf. Als sie schon an der Schwelle des Todes stand, hatte sie noch den Mut, Suzanne zu rufen und ihr zu sagen:

„Höre, mein Kind, höre . . . es ist zwar eine große Sünde zu lügen; doch ich bitte dich, sage ihr nicht, sage ihr niemals, daß ich tot bin . . . Es würde ihr zu wehe tun!“

Gegründet 1872.

Eigene Werkstätten.

Telephon 3197.

Grosse Weihnachts-Ausstellung

in 14 Schaufenstern,

VON **B. Schmitt, Möbel- und Innendekoration,**

nur Friedrichstrasse 34, Durchgang nach dem Luisenplatz.

Grösste Auslage am Platze und Umgegend in dieser Branche.

Musterzimmer.

Fahrrad.

Neuheiten in Kleimöbeln,

zu Weihnachtsgeschenken geeignet, in hervorragender Auswahl eingetroffen.

Club- und andere Fauteuils
in allen Lederarten und sonstigen Bezügen.

Rauch-, Spiel- und Theetische,
Theewagen, Vitrinen, Satzische,
Servier-, Bauern- und Fantasietische,
Büsten- und Palmständer, Säulen etc.

Damen- und Herren-Schreibtische,
Bücherschränke und Truhen, Buffets,
Ottomanen mit Decken in allen Preislagen,
Flurgarderoben, Frisier- und Toiletten,
Drehetagen, Staffeleien, Paravents,
Hausapotheeken, Cigarren- u. Liqueurschränke.

Gardinen, Dekorationen, Teppiche. — Muster-Ausstellung moderner Bureauöbel.

Alleinvertretung der Firma **Finkenrath Söhne, Barmen.**

Specialität: **Selbstöffner in Bureauöbeln.**

Konkurrenzlos in Form, Gediegenheit und Preislage. Vollständig staub sicher.

Man verlange Kataloge.

Bedeutend
billiger.

Ceylon-Tee

Bedeutend
billiger.

von Chr. & A. Böhlinger, Colombo.

Pfund von 1.20 bis 5.— Mk.

Garantiert rein und kräftig, feinstes

Aroma u. grosse Ergiebigkeit, seiner

Bekömmlichkeit wegen bevorzugt.

Haupt-Niederlage u. Teestube:

Webergasse 3, Telephon 1949. 3991

Hotels, Pensionen und Vereinen entsprechenden Rabatt.



Reparaturen

an

Müllerküchmalchinen,

Fließmalchinen,

Kaffemöhlen,

Reibmalchinen,

Entkorkmalchinen,

Wringmalchinen,

Teppichkehr-

malchinen.

Bernickelung. — Eisendreherei.

4441

Tel. 2079.

Ph. Krämer, Webergasse 27.

Operngläser,

Feldstecher, in jeder Preislage,
Optische Werkstatt

C. Böhn (Inh. C. Krieger, Sangaasse.)



200 Millionen Mark jährlich für Theater. Das etwa 1/2 das Ergebnis einer genauen Berechnung der Summen, die in den Vereinigten Staaten für die Theater ausgegeben werden. Wie alles, so steigt in diesem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ auch das Theaterbudget ins Riesenhafte. Die Amerikaner weisen aber auch mit besonderem Stolz auf diese Zahlen hin. Zu ihnen kommen die größten Künstler, die Melba, die Calvé, Kappel, Paderewski, Caruso und alle die anderen „Stars“, die eine größere Rolle in New York und den großen Städten Amerikas einbringen als irgendwo in der alten Welt. Ganz erstaunlich sind schon die Summen, die bei amerikanischen Theaterbauten aufgewendet werden. Das Opera House am Broadway kostet 12 000 000 M., das Criterion New Amsterdam und New York-Theater je 8 000 000 M.; das große neue und prächtige Hippodrome in der sechsten Avenue 14 000 000 M. In den Theatern der Vereinigten Staaten sind in der Tat Riesensummen angelegt. Es gibt in Amerika im ganzen 2600–3000 Theater, die, wenn man nur den niedrigen Durchschnitt von 400 000 M. für jedes annehmen würde, ein Kapital von über 1200 Mill. M. repräsentieren würden. Die Errichtung des Gebäudes bedeutet auch nur den Anfang; dazu kommen die Ausgaben für die Sterne und die anderen Darsteller, für Schreiber, Regisseure, Beleuchtung, Orchester, Dekoration und alles übrige. Die wöchentlichen Ausgaben eines großen New Yorker Theaters wie des Empire und Knickerbocker belaufen sich auf fast 16 000 M., kleinere Theater kommen mit 10 000 M. wöchentlich davon. Aber selbst darin sind noch nicht die Kosten einer wirklichen Aufführung enthalten, wie sind nur bis zum Aufgehen des Vorhanges gekommen. Eine gute Aufführung in einem New Yorker Theater kostet 6000–30 000 M.; daneben gibt es aber besondere Aufführungen, die weit mehr kosten. In New York gibt es neben dem riesig großen neuen Hippodrome und dem Opera House allein 59 Theater. Bei einem erfolgreichen Stück können sich die Einnahmen eines vornehmen Theaters auf 60 000 Mark belaufen; der Durchschnitt ist etwa 24 000 M. In der kurzen Saison von 33 Wochen nehmen die New Yorker Theater nach einer Schätzung die Riesensumme von 48 000 000 Mark ein. In Philadelphia nehmen die Theater 13 000 000 Mark in der Saison ein, in Baltimore 8 000 000 M., in

Washington 4 000 000 M., in Pittsburg und Cincinnati veranschlagt man ebensoviel heraus, in Chicago 20 000 000 M., in New Orleans 2 000 000 und in San Francisco vor dem Erdbeben 5 000 000 M. Die großen Impresarii in New York — hier ist der Mittelpunkt, wo alle Fäden zusammenlaufen — gelangen daher zu der Schätzung, daß Amerika jährlich 200 Millionen Mark für seine Vergnügungen, mit Ausschluß des Biers, aber mit Einschluß der Großen Oper und der Konzerte großer Künstler, wie des Paderewski, Kappel, der Calvé und andere ausgibt.



Von Träumen und Ahnungen. Der frühere Chef der Pariser Sicherheitspolizei Goron hat in seinen Memoiren einzelne Fälle zitiert: Die Frau eines Bergmanns träumte, daß das Seil, durch das der Korb mit den Bergleuten in die Höhe gezogen wurde, durchschnitten sei. Die Beobachtung ihres Traumes erfüllte sich und rettete mehreren Menschen das Leben. Sehr häufig träumen Leute, daß ein Sarg aus einem Hause getragen werde, und es trifft nicht selten zu, daß dann jemand stirbt. Auch Voraussagen, die sich im Wachen plötzlich der Menschenseele bemächtigen, werfen wohl das Licht der Wahrheit in die noch dunkle Zukunft. Die Ahnungen des Jaren Paul I., die ihn durch sein ganzes Leben begleiteten, gingen merkwürdig oft in Erfüllung. Unter den Generalen Napoleons sahen viele ihren Tod deutlich voraus. So sagte Desaix am Vorabend der Schlacht bei Marengo, die seinen Tod bringen sollte: „Mir wird morgen ein Unglück passieren.“ Bonaparte, so erzählt Napoleon, schrieb mitten in der Nacht aus dem Bivak an mich und bat mich, den Grafentitel und die Befehle, die ich ihm gesendet, sofort durch ein Dekret auf den Sohn seiner Frau zu übertragen, weil sein Tod in der Schlacht am folgenden Tage bevorstehe; und seine Voraussage erfüllte sich. Cavour, so schreibt ebenfalls der Kaiser, sagte zu mir bei Genua: „Sie, Sie haben mich veranlaßt, aus Marseille zur Front zu kommen, weil die Grabe der Ehre, wie Sie schreiben, sich nur vor dem Feind erwerben ließen. Hier bin ich, es ist mein letzter Tag.“ Eine Viertelstunde darauf riß ihm eine Kanonenkugel den Kopf fort.

Die indische Kaste. Wohl selten ist das System der indischen Kaste so scharf angegriffen worden und so offen als der Grund der Rückständigkeit Indiens hingestellt, wie in einer großen Rede des Gaidwar von Baroda, eines der angesehensten und gebildetsten indischen Fürsten, auf dem Hindu-National-Kongresse am 31. Dezember 1904. Er führte aus: „Die verhängnisvollen Folgen des Kastenlebens lassen sich durch das ganze Gebiet des privaten und des öffentlichen Lebens nachweisen. Im Privatleben wirken die zahllosen kleinlichen und sinnlosen Kastenvorschriften wie Fußfesseln, die jeden Schritt erschweren. Die Kaste beschränkt die Freiheit der Ehe, verkümmert das Familienleben und erschwert die Kindererziehung. Auf wirtschaftlichem Gebiete hemmt sie jeden gesunden Fortschritt, denn sie schränkt die verschiedenen Kasten auf bestimmte Gewerbe ein; sie nährt eine falsche Selbstgenügsamkeit, die davon abhält, von der westlichen Kultur zu lernen; sie verbietet die ausgiebige Verwendung tüchtiger Hilfskräfte, falls dieselben sich außerhalb der eigenen Kaste finden. Noch verhängnisvoller sind die Einwirkungen auf das Gemeinleben der Nation. Sie löst dieselbe auf in zahllose getrennte, ja sich feindselig gegenüberstehende Gruppen und macht so eine gemeinsame Arbeit unmöglich. Die Kaste ist wie eine Mauer, die den Ausblick auf das große Ganze verdeckt. Solange das Land und Volk durch das Kastenwesen gesplittet ist, besteht keine Hoffnung, daß es sich jemals aus seiner Schwäche herausarbeitet und sich die Vorteile zunutze macht, die ihm die Berührung mit der Zivilisation des Westens bietet. Es hindert die Nation, die Fähigkeiten der einzelnen Bevölkerungsklassen für das Ganze auszunutzen und fruchtbar zu machen.“ Das Kastenwesen verderbe auch den sittlichen Charakter des Volkes. „Es nimmt uns den Anspruch auf den Namen wahrer Humanität, indem es uns die Erniedrigung eines Teiles unserer Mitbürger, die von uns durch nichts anderes als den Zufall der Geburt sich unterscheiden, zur Pflicht macht. Es verhindert uns jene Impulse der Liebe, die soviel beigetragen haben zur Erhebung und zum gegenseitigen Vorteil der europäischen Gesellschaft.“ Das Nebeneinanderbestehen der Vielweiberei auf der einen und des Verbotes der Witwenverheiratung auf der anderen Seite enthalte einen seltsamen Widerspruch und zeige so recht, wie schlecht organisiert das indische Gesellschaftsleben sei. Die eine Sitte — die Vielweiberei — schraube den sittlichen Maßstab für die Männer ungeheuerlich tief herab, während das Verbot der Wiederverheiratung junger Witwen an die Frauen ungeheuerlich hohe sittliche Anforderungen stelle. Eine ähnliche, fast noch radikalere Reformrede hat zu Anfang des Jahres 1906 der Maharadscha von Baroda gehalten.

*

Weihnachts-Verkauf

zu bekannt billigen Preisen.

Simon Meyer

14 Langgasse 14
und
22 Wellritzstr. 22.

Spielwaren-Ausstellung.

Für Vereine und Verlosungen die vorteilhaftesten Artikel.

Partie Reste und Abschnitte für Hemden etc.

Biber für Blusen, per Meter 45, 50, 55, 65 Pfg.

Bettdecken, Mk. 2.—, 2.50, 3.—.

Bettücher, weiss u. farbig, 1.25, 1.50, 1.75, 2.—.

Gülfchoner 10, 15, 20, 30, 45, 50, 60, 75 Pfg.

Bettdecken 1.50, 1.75, 2.—, 2.25, 2.50, 3.—, 4.—.

Regenschirme, 1.50, 1.75, 2.—, 2.50, 3.— bis 10.— Mk.

Beinkleider und Jacken.

Kinder- und Erfindungs-Wäsche.

Unterröcke, 1.25, 1.50, 1.75, 2.—, 2.50, 3.—, 3.75, 4.—, 5.—.

Damen-Hemden, 95 Pfg., 1.45, 1.75, 2.—, 2.50.

Schürzen in riesiger Auswahl.

Taschentücher, handgestickt, 22, 25, 30, 45, 50 Pfg.



Wie entsteht das Petroleum? Auf diese oft gestellte Frage sind mancherlei Antworten von den Forschern erteilt worden. Die einen haben es als ganz unorganischen Ursprungs, durch gegenseitige Einwirkung bestimmter Verbindungen angesprochen, andere sprachen von organischen Verbindungen oder von einer Kombination beider Entstehungsarten, und man war der interessanten Frage die Antwort schuldig geblieben. Heute herrscht nun bei den Eingeweihteren kein Zweifel darüber, daß die als Petroleum bekannten flüssigen Kohlenwasserstoffe aus Resten von Lebewesen stammen. Auf welchem Wege aber dieser Prozeß sich abspielt, hat oder noch abspielt, war damit noch nicht erklärt, und mehrere Geologen nahmen ihre Zuflucht zu der Verlegenheitstheorie, daß besondere große Katastrophen der Erde den Tieren Massengräber bereitet und auf diesem Wege das Urmaterial zu den Erdölen geliefert haben. Der preussische Landesgeologe Prof. Potonié, der sich besonders mit den Fragen der Entstehung des Torfs, der Steinkohle und dergleichen beschäftigt hat, gibt nun in der von ihm redigierten naturwissenschaftlichen Zeitschrift (Verlag von Gust. Fischer in Jena) eine interessante Darstellung, wie nach seiner durch eingehende Studien begründeten Ansicht die Entstehung des Petroleum zu denken ist. In stagnierenden Gewässern bildet sich — man kann dies in Nord- und Nordwestdeutschland vielfach beobachten — bei dem Austrocknungs- und Versumpfungsprozesse das sogenannte Gaultschlammgestein, ein Faulnisprodukt aus Wasserorganismen tierischen und pflanzlichen Charakters. Je nachdem nun die chemischen Bedingungen sich gestalten, entsteht aus dem Gaultschlammgestein Torfmoor oder ölhaltige Gesteine. Die Erklärung braucht keineswegs große Erdkatastrophen zu bemühen, es sind vielmehr alltägliche und auch heute immer fortgesetzt wirkende Umstände, die das Petroleum als ein unterirdisches Destillationsprodukt aus dem Sapropel (Gaultschlammgestein) entstehen lassen. Druck und Wärme sind in diesen unterirdischen Regionen in genügender Menge vorhanden, um diesen Destillationsprozeß zu besorgen. Besonders häufig ist das Vorkommen des ölhaltigen Gesteins zusammen mit Salzablagerungen, da das stagnierende Salzwasser besonders geeignet ist, den Umwandlungsprozeß aus organischen Ueberresten zu unterstützen, aber auch sonst ist das Sapropelgestein nichts Seltenes. Es findet sich in allen Gesteinsformationen und ist namentlich in den Seen und Teichen Norddeutschlands eine sehr häufige Erscheinung. Wenn am Rande solcher stillen Wasser Wasserbüten und Schlingpflanzen wachsen und allerlei Restwert der Natur in sichtbar zwecklosen Durcheinander sich unserm Blick halb zeigt und halb verbirgt, dann sieht der Wissende, daß die Natur hier an der Arbeit ist, um aus Unscheinbarem Werte zu schaffen und uns ein vielbegehrtes Brenn- und Baumaterial zu liefern, welches wir wie ein Geschenk aus dem mütterlichen

Boden nehmen. Die von Professor Potonié dargelegte Entstehungsgeschichte zeigt uns aber auch, daß wir um die Zukunft des Petroleum und seine Sorgen zu machen brauchen, da es aus alltäglichen Zerfallsprozessen entsteht, die die Natur dauernd vornimmt. Noch manche interessante Belege gibt Professor Potonié für diese Ansicht von der Entstehung des Petroleum und auch verschiedene bildliche und experimentelle Erläuterungen, auf die hier jedoch nicht näher eingegangen werden soll.

Tee „à la Chinoise“ gehört, wie aus Newyork berichtet wird, zu den neuesten Viehhäbereien der vornehmen amerikanischen Gesellschaft. Der russische Tee, der mit Zitronensaft getrunken wird, ist verdrängt worden durch den süßlichen chinesischen Tee, für den man in dem Chinesenviertel Newyorks hohe Preise zahlen muß, der aber ebenjotut im Hause bereitet werden kann. Es kommt nicht nur auf die Qualität des Tees, sondern auch auf die Zubereitung an. Der ärmste chinesische Wäher oder Gemüsehändler trinkt Tee, der viel besser ist, als wie er in vornehmen Häusern oder in teuren Restaurants serviert wird. Der Chineser rümpft auch verächtlich die Nase, wenn er sieht, wie man den Geschmack des besten Tees durch Zusatz von Zucker und Sahne verdorbt; und wer einmal Tee auf chinesische Art getrunken hat, wird ihm beipflichten. Der chinesische Arbeiter trinkt Tee in Zwischentäumen von etwa einer halben Stunde, und der Genuß dieses Getränks scheint zu unermüdlicher Arbeit zu befähigen. Auch die elegante Gesellschaftsdame fühlt sich nach einer Tasse Tee erfrischt und überwindet jede Müdigkeit. „Tee ist ein ideales Heilmittel“, schreibt The American Medical Association Journal. „Einige Leute trinken zweifellos zu viel Tee und würden besser tun, das Teetrinken zu lassen; aber der Teegenuß, wie er in China üblich ist, kann die Rettung eines Volkes von größerem Uebel werden. Die basteute Tasse hat wenigstens den Vorteil, durch Hitze sterilisiert zu werden. Die Teemengen, die z. B. die Russen zu sich nehmen, sprechen nicht von den bösen Wirkungen, die man oft dem übermäßigen Teegenuß zuschreibt. Für ein kaltes Land ist Tee ein fast ideales Heilmittel; er belebt die Energie, selbst nach völliger Erschöpfung, und erzeugt ein Gefühl des Behagens, wie kein anderes Genußmittel es geben kann, ohne bemerkenswerte Nachwirkungen zu hinterlassen.“ Um Tee auf chinesische Art zu bereiten, muß man kleine Schalen haben, in denen jede Person ihren Tee allein braut. Vor jeden einzelnen wird ein Tischchen gestellt, auf das man die chinesische Schale und eine zweite, kleinere zum Trinken setzt. Die erstere steht auf einem Messingränder und wird mit einer umgekehrten Untertasse bedeckt. Man schüttet einen gehäuften Teelöffel Tee hinein und gießt sehr heißes Wasser auf, worauf der Tee in einer Sekunde fertig ist. Da die Schale ohne Ventil und sehr heiß ist, bereitet es Schwierigkeiten, das Getränk in die kleinere Schale zu gießen, ohne einen Tropfen zu verschütten, und es erfordert einige Übung, ehe man das gelernt hat. Diese Art, den Tee zu bereiten, hat auch den großen Vorteil, daß jeder das Getränk seinem persönlichen Geschmack entsprechend haben kann.

Der Erfinder der Krinoline, August(e) Person, starb erst 1906 fast achtzigjährig in einem kleinen Dorfe der Champagne. Wie längst verklungen sind jene Zeiten unserer Großmütter, die zum Hochzeitstage sich mit den stählernen Reifen schmücken durften, wie so ganz verblaßt die bauschigen Formen, in denen damals die weiten Röcke herabsielen. Nur noch in alten Modestüchern und in den zahllosen Karikaturen der Zeit lebt die Krinoline, die so eng mit der Kultur des zweiten Kaiserreichs verknüpft war. Oder sollte vielleicht der Tod dieses alten Mannes, der seine Erfindung, die das Entzücken der Schönen gebildet, so plötzlich wieder ins Grab sinken sah, der Vorbote einer neuen Blütezeit des Reifrocks sein? Was uns heute so fern erscheint, ist uns vielleicht unerwartet nah und für das Werk des alten Person kommt die Zeit einer neuen und schöneren Auferstehung. Man hat von den Erfindern gesagt, daß ihr Genie darin bestünde, Ideen, die in der Luft liegen und auf die die Entwicklung zudrängt, zuerst in einer festen Realität ausgebildet zu haben. So hat auch der Erfinder der Krinoline nur ein Instrument, das die spanische Mode in grober Plumpheit und die Zeit des Rokoko in gebrechlicher Hierlichkeit ausgebildet hatten, in moderner Weise umgestaltet und der Entwicklung der Mode, die schon seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts immer mehr auf eine Verbreiterung der Taille und Ausspannung des Rockes hinarbeitete, das geeignete Mittel zur Verwirklichung ihres Zweckes geboten. Nur diese seine Erkenntnis des Notwendigen und Zeitgemäßen verleiht seiner Erfindung die ungeheure Verbreitung, nicht etwa die zufällige Vorliebe einiger korpusculenter Damen, die unter dieser Hülle ihre Erscheinung vorteilhafter präsentieren konnten. Die Kaiserin Eugénie gab dieser Mode die internationale Bedeutung. So wie sie mit ihren Hofdamen auf dem großen Wilde Winterhalters dargestellt ist, so wird die Krinolinentracht in der Zukunft erscheinen. Hoffen wir, daß sie mit ihrem Erfinder zugleich endgültig begraben ist.

* Humor.

Beim Wort genommen. „Werner, hast du vielleicht ein Zehnmarkstück, das du nicht brauchst?“ — „Gewiß, hier ist eins.“

Den Tag darauf: „Werner, weißt du auch, daß das ein falsches Zehnmarkstück war, das du mir gestern gegeben hast?“ — „Aber natürlich. Du wolltest doch eins haben, das ich nicht brauche.“

Überall das Gleiche. Herrin: „Susanne, ich höre, daß Sie einen Schatz haben. Es ist doch hoffentlich ein anständiger Mensch.“

Kienstmädchen: „Wer natürlich, gnädige Frau, und er ist ein Pole und versteht kein Wort Deutsch.“ — „Ja, wie in aller Welt unterhältst du dich denn da, Susanne?“ — „Ach, gnädige Frau, das flüßen ist doch in allen Sprachen gleich.“

Wegen seitheriger ungünstiger Witterung

sind wir gezwungen, unser noch grosses Lager in

Knaben- u. Mädchen-Winter-Paletots

zu fabelhaft billigen Preisen

auszuverkaufen.

Wir offerieren solange Vorrat von jetzt bis Weihnachten:

Knaben-Mäntel

für das Alter von 1—14 Jahren

Mädchen-Mäntel

jezt M. 12.—, 10.—, 8.—, 6.—

aus prima Stoffen in marineblau und farbig.

Gebr. Baum,

normals

W. Thomas,

Webergasse 6 ✕ Wiesbaden ✕ Ecke Kl. Burgstrasse.





Nr. 299.

Sonntag, den 23. Dezember 1906.

21. Jahrgang.

Bei fremden Leuten.

Roman von Arthur Zapp.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Auch in Caritas Augen hatte es eine Sekunde lang erkennend aufgeblitzt, aber sie hatte sich noch mehr in der Gewalt wie Felicia. Das stolze Kopfnicken, mit dem sie den Gruß des Kinderfräuleins erwiderte, sowie der kalte, hochmütige Ausdruck ihres Gesichts ließen auch nicht eine Spur der freundschaftlichen Beziehungen erkennen, die ehemals zwischen ihr und jener, die jetzt eine so untergeordnete, dienende Stellung im Hause einnahm, bestanden hatten.

Zum Glück hatte die Frau Professor sich mit den auf sie zu-eilenden Kindern beschäftigt und hatte so keine Ahnung von dem, was sich stumm soeben zwischen den beiden jungen Mädchen abgespielt.

„Findest Du nicht, Carita,“ wandte sie sich an ihren Besuch, „findest Du nicht, daß Eddy ganz erstaunlich gewachsen ist, seit Du ihn nicht gesehen?“

„Ist das so lange Zeit her, gnädiges Fräulein?“ warf der Afrikaforscher lächelnd ein, noch ehe die Gefragte ihrer Cousine Rede gestanden.

„O — ich glaube, beinahe ein halbes Jahr,“ stammelte Carita nicht ohne Verlegenheit. Aber rasch ihre gesellschaftliche Gewandtheit zurückgewinnend, fügte sie leicht hinzu, sich zu der Frau Professor wendend: „Du glaubst nicht, liebe Miesi, wie sehr mich Papa in Anspruch nimmt. Seit er aus Gesundheitsrücksichten vom Amt zurückgetreten, gibt es kein Auskommen mehr mit ihm. Besuche macht er gar nicht mehr, sondern er gefällt sich darin, den Leidenden zu spielen.“

„Kann ich Ihrem Herrn Papa nicht verdenken,“ bemerkte der Afrikaforscher galant, der sich wieder in Europens übertünchter Höflichkeit üben zu wollen schien, „wenn einem eine so lebenswürdige Krankenpflegerin zu Gebote steht.“

„Sehr verbunden,“ gab Carita scherzend zurück und lachte den jungen Mann mit ihren blühenden, blauen Augen kokett an, während ihr geöffneter Mund zugleich eine Reihe blendend weißer Zähne enthüllte. „Sehr verbunden! Ich gestatte mir, mich Ihnen vorkommenden Falles in Empfehlung zu bringen.“

Dr. Willfried lächelte.

„Ich danke, sehr lebenswürdig,“ sagte er, „so verlockend Ihr Anerbieten auch ist, aber ich habe vorläufig gar keine Lust, krank zu werden.“

„Oho — Sie sind nicht sehr galant, Herr Doktor,“ gab Carita mit einer koketten Schmolliene zurück. — Die Frau Professor, die außerordentlich guter Laune schien, griff hier in das Gespräch ein.

„Herr Doktor — gnädiges Fräulein,“ bemerkte sie, die andern imitierend, „ich bitte Euch, Kinder, laßt doch die Höflichkeiten Ihr kennt Euch doch nicht erst von heute. Ueberhaupt unter so nahen Verwandten —“

Carita von Dromberg lächelte diskret und fragte: „Deine Mama und meine Mama waren ja wohl Cousinen?“

„Rechte Cousinen,“ bestätigte die Frau Professor mit völligem Ernst und offenkundiger Genugtuung.

„Nun also, dann sind wir ja ganz nahe verwandt,“ scherzte der Afrikaforscher. „Gestatten Sie mir demnach, von dem Vorrecht eines so nahen Verwandten Gebrauch zu machen, Fräulein Carita — Cousine.“

„Sehr gern, Cousin,“ gab Carita mit einem ihrer strahlenden Blide zurück.

Felicia stand während dieser ganzen Unterredung wie auf Kohlen. Die Art und Weise ihrer ehemaligen Freundin, deren Stimme einen von ihr nie vernommenen, einschmeichelnden Klang hatte und deren Wesen eine so ausgesprochene Gefallsucht zeigte, berührte sie peinlich. Wie erlöst atmete sie auf, als ihr jetzt die Frau Professor winkte, zu gehen. Sie nahm die Kinder an der Hand und verließ leise das Zimmer. Ihr Gruß fand weder bei Dr. Willfried, noch bei Carita von Dromberg Beachtung; die Blide der lebhaft Plaudernden schienen nicht von einander loskommen zu können.

An demselben Nachmittag erschien der Afrikaforscher unermutet im Kinderzimmer.

Die Kleinen, die ihm jubelnd entgegen sprangen, sanft von sich abwehrend, wandte er sich ohne jedes einleitende Wort mit der überraschenden Frage an Felicia: „Sie kennen Carita von Dromberg, nicht wahr, Fräulein?“

Felicia sah den Fragenden in wortlosem Erstaunen an; ihr Gesicht überzog sich im Nu mit dunkler Röte.

„Ich hatte bei Ihrem Eintritt den Eindruck,“ fuhr Dr. Willfried fort, „als ob Sie in Fräulein von Dromberg unermutet eine alte Bekannte wiederfänden. Ihr Stutzen, Ihr Erröten bei Caritas Anblick deutete darauf hin. Waren Sie denn früher mit einander bekannt?“

Dem jungen Mädchen war die Frage überaus peinlich. Aber direkt zu lügen vermochte sie nicht.

„Ja,“ stammelte sie, in tödlicher Verlegenheit ihr Gesicht vor den forschend auf sie gerichteten Blicken senkend, „wir waren in der Pension mit einander befreundet.“

„In der Pension?“ wiederholte Dr. Willfried und sah das junge Mädchen überrascht an, als habe er plötzlich an ihr eine Eigenschaft entdeckt, die er bis dahin nicht wahrgenommen. Und im nächsten Moment wunderte er sich, daß es ihm nicht längst aufgefallen war, wie wenig eigentlich das ganze Äußere des jungen Mädchens und ihr Wesen zu der bescheidenen Stellung paßte, die sie im Hause inne hatte.

Er hatte die Absicht, auf diesen Gegenstand näher einzugehen, aber als er sich nun zu einer Frage anschickte, hatte er plötzlich das Gefühl, daß er sich einer unerwünschten, ja verlegenden Indiskretion schuldig machen würde. Ihre Haltung und ihre Miene, mit der das Kinderfräulein sich jetzt, die kleine Moni an der Hand, zum Fenster wandte, hatte etwas Ablehnendes, Reserviertes, so daß er die Worte, die ihm bereits auf der Zunge schwebten, schnell unterdrückte.

Einige Tage darauf sprach Carita von Dromberg von neuem zu einem Besuch vor. Sie hatte der Frau Professor das Dessen zu einer Stiderei versprochen, und die letztere war sichtlich

lich geschmeichelt, daß die Cousine sich beeilte, ihr gefällig zu sein. Ueberhaupt war die Verwandtschaft mit der Familie der Eggertens immer ihr geheimer Stolz gewesen und sie hatte stets nur bedauert, daß sich ein lebhafterer Verkehr zwischen den beiden Familien nicht hatte entwickeln wollen. Zwischen dem hohen Staatsbeamten und ihrem Gatten hatten sich schon bei dem ersten Zusammentreffen erhebliche Gegensätze des Charakters und der Anschauungen ergeben, so daß es bisher bei den formellen Visiten an feierlichen Familientagen geblieben war. Um so freudiger empfand sie Caritas Liebenswürdigkeit und in der Freude ihres Herzens eilte sie nach den ersten Begrüßungen und Dankagungen in die Küche, um für eine Erfrischung zu sorgen. Indes lag dem Afrikaforscher die Aufgabe ob, die Cousine zu unterhalten.

Carita saß auf dem Divan, neben ihr auf einem der kleinen, modernen Fauteuils Dr. Willfried. Verstoßen ließ der Afrikaforscher seine Blicke über die neben ihm Sitzende gleiten. Das Boulardkleid, das sich straff an die hohe, volle Gestalt schmiegte, stand ihr ungemein vortheilhaft. Ihr goldblondes Haar trug sie bis zur Mitte des Kopfes in einem reizenden Lockengewirr, während es hinten im Nacken zum griechischen Knoten verschlungen war.

„Eine prächtige Erscheinung!“ dachte Dr. Willfried. Dennoch legte sich seine Stirn in unruhige Falten.

„Sie haben einen wunderschönen Namen, Fräulein Carita,“ begann er. „Wissen Sie auch, welche Bedeutung er hat?“

„Papa sagt mir, er kommt vom lateinischen Caritas her, und das hieße auf deutsch: Barmherzigkeit.“

Der Afrikaforscher nickte und sah ihr mit einem vorwurfsvollen Blick ins Auge.

„Sie haben sich neulich gar nicht recht im Einklang mit Ihrem herrlichen Namen benommen, Cousine Barmherzigkeit.“

„Neulich?“ zuckte sie mit den Achseln. „Ich weiß nicht, mein berühmter Cousin, worauf Sie anspielen.“

„In Ihrem Benehmen gegen das Kinderfräulein dieses Hauses, gegen Fräulein Felicia!“

Sie sentte rasch ihre Augen, in denen es blüthartig aufflammte.

„Dat sie Ihnen erzählt?“ fragte sie in einem bemerkbar unsicheren Ton und hielt abwartend inne.

„Daß Sie beide früher befreundet waren — ja!“

Carita von Dromberg blickte eine Weile schweigend zu Boden, dann entgegnete sie ruhig, ohne irgendwelche Zeichen von Verlegenheit: „Ich sehe, daß ich Felicia falsch beurteilt habe. Ich hatte ihr mehr Partgefühl zugetraut. Sie hat Ihnen von ihrer Vergangenheit erzählt?“

„Nicht das Geringste! Sie hat mir nur auf meine Frage anstandslos, daß sie mit Ihnen bekannt ist vom Pensionat her. Ich gestehe Ihnen offen, verehrte Cousine, daß es mich von Ihnen sehr überrascht hat.“

„Was hat Sie überrascht, verehrter Cousin?“

„Nun, daß Sie Fräulein Felicia nicht mehr zu kennen schienen, als Sie ihr neulich so unerwartet begegneten. Oder sollten Sie sie wirklich nicht erkannt haben?“

Er sah ihr lauernd ins Gesicht.

„Freilich habe ich sie erkannt,“ antwortete Carita von Dromberg und hielt seinen Blick voll aus.

Um die Mundwinkel des Afrikaforschers spielte ein sarkastisches Lächeln.

„Aber Sie hielten es nicht für angezeigt, sich unter den veränderten Umständen zu dieser Freundschaft zu bekennen?“

„Sie machen mir den Vorwurf, daß ich Felicia Wallburg geschnitten habe, wie mein Bruder es nennen würde?“

Er nickte.

Carita von Dromberg richtete sich straff in die Höhe. Um ihre Lippen zuckten Falten des Unmuths, über ihre Augen breitete sich ein trübender Schleier.

„Ich kann Ihnen laun zürnen,“ sagte sie herb, im Ton der unschuldig Gefränkten, „wenn Sie mich nach der Schablone beurteilen. Sie kennen mich eben nur oberflächlich, aber von Felicia hätte ich wohl erwartet, daß sie meine Motive besser zu würdigen wissen würde.“

„Ihre Motive?“

„Es war lediglich die Rücksicht auf Felicia, die mich veranlaßte, die erste, freudige Regung bei ihrem unvermutheten Anblick schnell zu unterdrücken und ihr wie einer Fremden zu begegnen. Ich glaubte, in ihrem Interesse zu handeln und ihr deinliche Auseinandersetzungen und Erinnerungen zu ersparen!“

„Ah!“

Dr. Willfried sah die Sprechende halb überrascht, halb ungläubig an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hausdrache.

Von Reinhold Ortmann.

(Einf.)

(Nachdruck verboten.)

Gegen Ende des zweiten Monats blieb ihm von einem eingegangenen Honorar nach Tilgung verschiedener Papperschulden, auf deren Zahlung übrigens wieder Femi mit der ganzen Hartnäckigkeit ihrer eigensinnigen Natur bestanden hatte, ein nettes Sümmechen übrig, das er zum Ankauf eines antiken Schrankes, der ihm längst in die Augen gestochen, zu verwenden gedachte. Aber er hatte leider die Unvorsichtigkeit begangen, eine Andeutung darüber zu machen, während Femi bei Tische bediente. Die Folge war, daß sie ihn nach dem Dessert daran erinnerte, um des Himmels willen nicht die übermorgen fällige Rate der Eggertischen Schulden zu vergessen. Sie würde es einfach nicht überleben, wenn er das ihrem Wilhelm gegebene feierliche Versprechen in den Wind schlagen wollte.

Der antike Schrank blieb also, wo er war, und das Geld wanderte in Femis Hände, um durch ihre und Wilhelm Kruttkes Vermittelung an seinen eigentlichen Bestimmungsort zu gelangen. Ähnliche Vorkommnisse wiederholten sich auch in der Folge noch öfter, bis dem Doktor das Ehrgefühl verbot, sich von einem Dienstmädchen an seine Verpflichtungen mahnen zu lassen, und sein ganzes Streben deshalb darauf gerichtet war, ihr das Geld, das er zu erübrigen vermochte, schon vor dem Fälligkeitstermin einzuhändigen.

Die Sklaverei aber, in der er schmachtete, wurde ihm immer unerträglicher. In der Stille schmiedete er die abenteuerlichsten Pläne, wie sich das verhaftete Joch abschütteln ließe. Aber sobald Femis robuste Gestalt lebhaftig in die Erscheinung trat, zerrannen sie ihm stets als ganz unausführbar in leeres Nichts.

„Wenn dieser Kruttker sie nicht endlich einmal heiratet,“ rief er oft, wenn er mit Herta allein war, in heller Verzweiflung aus, „und er wird sich wohl hüten, es zu tun — so werden wir den Drachen bis an das Ende unserer Tage im Hause behalten. Aber das Ende der meinigen wenigstens ist sicherlich nicht mehr fern.“

Ganz so tragisch nahm Herta die Sache nicht. Sie empfand es immer mehr als eine löstliche Wohlthat, daß viele von den Widerwärtigkeiten ihres früheren Lebens, namentlich die ewige Sorge um Geld und der Neger mit unbezahlten Viseranten, jetzt ganz aufgehört hatten, und sie war gerecht genug, das Verdienst um diese Besserung einzig auf Femis Rechnung zu setzen. Da konnte sie manche ihrer Verbitterungen und Sonderbarkeiten um so eher mit in den Kauf nehmen, als sie schon aus ihrem elterlichen Hause einigermaßen daran gewöhnt war. Und ihre weibliche Natur empfand die Unterordnung nicht so peinigend als der „Mannesstolz“ ihres Gatten.

Aber manchmal seufzte doch auch sie ein wenig unter Femis strengem Regiment, das sie schließlich gar nicht mehr aus der Angst herauskommen ließ, es in irgend etwas versehen zu haben.

Da kam ganz unerwartet der Tag der Erlösung.

Der kleine Heinz hatte sein drittes Lebensjahr vollendet, und am Morgen dieses bedeutamen Tages erschien Femi, feierlich wie zu einem Sonntagsausgang gekleidet, in dem Wohnzimmer, wo die Eltern den Cabentisch für ihr Bübchen hergerichtet hatten. Sie hielt einen Blumenstrauß in der Hand und ein kleines Buch. Mit einer Würde, die sich bei ihrer großknöchigen Figur etwas wunderbarlich ausnahm, neigte sie sich über das Kind herab und küßte es auf die Stirn. Dann legte sie Strauß und Buch auf den Geburtstagstisch und wandte sich an das junge Ehepaar.

„Meine schönsten Glückwünsche zum heutigen Tag! Und um Ihnen noch eine besondere Freude zu machen: Sie können sich nach einem anderen Mädchen umsehen! Ich gehe morgen mit Wilhelm aufs Standesamt, um das Aufgebot zu bestellen. Jetzt, wo wir das Geld wieder beisammen haben, können wir ja heiraten.“

Dem Doktor häupfte das Herz vor Freude. Es kostete ihn wirklich Mühe, einen Ausruf beglückter Ueberraschung zu unterdrücken.

„Ihrem Glück werden wir selbstverständlich nicht im Wege sein. Liebe Femi,“ sagte er herzlich. „Sie

Wenn den Dienst verlassen, wann es Ihnen beliebt. Aber was heißt denn das mit dem Gelde? Hatten Sie etwas fortgegeben?"

"Ja glauben Sie denn, Herr Doktor, ein Kerl wie dieser Eggert würde Ihnen auf die schönen Augen meines Wilhelm hin so viel Rücksicht gezeigt haben? An dem nämlichen Tage, wo der Gerichtsvollzieher hier war, habe ich mir mein Erspartes geholt, und Wilhelm hat dem sauberen Herrn sein Geld auf Heller und Pfennig vorgezählt, um ihm dabei ein paar Wahrheiten zu sagen, von denen ihm wohl noch lange die Ohren geklungen haben werden. Ich wußte wohl, daß ich mein Geld wieder kriegen würde. Und Sie sehen ja: ich hab es gekriegt. — Von dem Wirtschaftsgeld aber hab' ich noch einiges nebenbei erspart. Ich erstatte es Ihnen hiermit zurück, und Sie werden wohl nichts dagegen haben, daß ich es auf den Namen des kleinen Heinz angelegt habe."

Sie deutete auf das Büchlein, und als Frau Herta es näher in Augenschein nahm, erwies es sich als ein Sparkassenbuch über dreihundert Mark.

Dem Doktor verschlugen diese unerwarteten Offenbarungen ein wenig die Rede; die junge Frau aber lag schluchzend am Halse des „Hausdrachens“, der übrigens gar nicht gerührt, sondern ebenso mürrisch aussah wie gewöhnlich.

Na, nu beruhigen Sie sich man, Kind! Was gibt's denn da zu flennen? Daß Sie und der Herr Doktor froh sind, mich los zu werden, weiß ich ja doch. Es kommt auch nicht viel darauf an, daß mich der Herr Doktor einen Drachen geheißen hat, wenn er meinte, daß ich's nicht hörte. Die Hauptsache ist, daß der Drache seine Schuldigkeit getan hat. Und nun lassen Sie mich wieder in meine Küche, sonst verbrennt mir der Schokoladenpudding."

Auf Fennis Hochzeit brachte Doktor Niedinger den ersten und einzigen Trinkspruch aus, ein Hoch auf die Neuvermählten, insbesondere aber auf die junge Ehefrau, die seinem Haus so lange die treueste Hüterin gewesen sei, wachsam und unbestechlich wie —

„Wie ein Drache!“ ergänzte die Gespierte trocken, und Doktor Niedingers Protest verhallte im hellen Gläserklingen und in der allgemeinen Heiterkeit der Gäste.



Weihnachtskrippen.

Von Ludwig Epstein.

Nachdruck verboten.

UR. Unter allen Festen, die wir im Laufe des Jahres feiern, ist das Weihnachtsfest das beliebteste. Wenn die Glocken mit ihrem ehernen Klang dieses Fest einläuten, wenn wir im hell erleuchteten Gotteshause die alten herrlichen Lieder zu Ehren der Geburt des Weltheilandes anstimmen, dann wird unser Herz mit Andacht und Freude erfüllt.

„Wenn ich euren Klang vernehme,
Weihnachtsglocken, Weihnachtslieder:
Unschuld, Heimat, Glück und Jugend,
Alles, alles, bringt ihr wieder.“

Wenn der Weihnachtsbaum, der seit Jahrhunderten mit dem Weihnachtsfest unzertrennlich verbunden ist, in hellem Kerzenlicht erstrahlt, dann leuchten noch weit heller als die brennenden Kerzen die Augen der Kinder, die Liebe empfangen, und die Augen der Eltern, die Liebe spenden. Aber nicht allein die Geschenke sind es, die das Weihnachtsfest bei groß und klein, arm und reich so beliebt machen; dazu tragen auch die vielen sinnigen Gebräuche bei, die dieses Fest von alters her gleich einem duftigen Kranz umranken.

Um durch eine lebendige, plastische Darstellung in den Weihnachtstagen die frohe Botschaft von der Geburt des Heilands in dem Volk wirksam zu machen, kam schon frühzeitig der Brauch auf, Krippen aufzustellen. Es ist ganz natürlich, daß die Krippe im Stalle zu Bethlehem, die dem göttlichen Kinde als Lagerstätte diente, schon in der ersten christlichen Zeit ein Gegenstand der Verehrung war. Im siebenten Jahrhundert kam diese Krippe nach Rom und wurde in einem kostbaren Silberschrank in der

Kirche St. Maria Major aufbewahrt, weshalb diese Kirche auch „Unserer lieben Frau bei der Krippe“ hieß. Am Weihnachtsfest wurde die Krippe vor allem Volk aufgestellt, und huldigender Gesang der Priester und des Volks begleitete diese Feier. Diese Krippenfeier fand bald Nachahmung und verbreitete sich von Italien aus auch in andere Länder. Namentlich waren es die Orden, die die Krippen mit einem weihewollen Glanz umgaben.

So ließ der heilige Franziskus von Assisi im Jahre 1221 mit Erlaubnis des Papstes eine herrliche Krippe aufstellen, von Ochsen und Esel umgeben. Vor dieser Krippe wurde in der Christnacht beim Schein von zahlreichen Kerzen eine Messe gehalten und das Evangelium verlesen. Dann predigte Franziskus mit Tränen der Rührung in den Augen von der frohen Botschaft, die der Engel des Herrn den Hirten auf den Fluren Bethlehems verkündigt hatte.

Da eine solche Feier auf die Teilnehmer einen großen Eindruck machte, gab es fast keine Kirche mehr, in der nicht eine mehr oder weniger kostbare Krippe oder Wiege, manchmal mit einem Bilde des Jesuskinds, während des Weihnachtsfestes aufgestellt wurde. Später saßen oft an der Seite desselben zwei Personen, Joseph und Maria darstellend. Joseph wiegte das in der Krippe liegende Kind, während Maria ein liebliches Wiegenlied sang.

Im Laufe der Zeit wurde es immer mehr Brauch, sich das Szenarium der Geburt des Heilands zur Feier der heiligen Nacht aufzubauen, namentlich in katholischen Ländern, wo man den Weihnachtsbaum wegen seines Anlages an das germanische Heidentum mied. Den offenen Stall zu Bethlehem, oft auch eine malerische, aus Felsen und Moos errichtete Grotte, die Krippe mit Ochsen und Esel, Maria und Joseph, die Engel und die Hirten, die drei Weisen aus dem Morgenlande, Herodes und viele andere Personen brachte man zur Darstellung. In den christlichen Kirchen des Mittelalters wurde die Geburt des Heilands auch dramatisch dargestellt. Dazu klangen die lieblichsten Lieder.

Nach der Reformation wurde die Aufstellung von Krippen in den Gotteshäusern seltener, und man fing an, den Gebrauch in den Wohnhäusern nachzuahmen. Wo die Holzschnitzerei blühte, wie in Tirol, wurden die Krippenbauten besonders prächtig ausgestattet. Man stellte nicht nur den Stall oder die Grotte mit den wesentlichen Attributen dar, sondern auch die Alm mit weidenblenden Herden, Bauern, Bäuerinnen und dem jagenden Jägersmann. Der Geißfuß auf der Alm sowie der Bürger und Bauer benutzten die langen Winterabende, um Figuren für die Krippe zu schnitzen, von denen früher fast jedes Haus eine besaß. Viele dieser Krippen waren mit großer Pracht ausgestattet, z. B. die berühmte Krippe, die der reiche Bürger Moses in Bozen sich für mehr als 10 000 Gulden herstellen ließ.

Sobald der Sinte Mas (St. Nikolaus) umging und sich abends die Ketten und Schellen des Klausbaus hören ließen, wurden die einzelnen Figuren, die zur Krippe gehörten, zusammengesucht und, wenn es not tat, repariert und frisch bemalt. Man ging in den Wald, um Moos, Tannenzweige, Stechpalmen und Esen zu holen und den Stall, in dem die Krippe vom Weihnachtsabend bis Silvester aufgestellt wurde, mit frischem Grün zu schmücken.

In neuerer Zeit hat die namentlich von Protestanten gepflogene Sitte, zum Weihnachtsfest einen Christbaum zu schmücken, sich auch in vorwiegend katholischen Ländern mehr und mehr eingebürgert und die Krippenbauten etwas verdrängt. Im sächsischen Erzgebirge werden in den Bauernhäusern aber auch noch heutzutage Weihnachtskrippen aufgestellt. Ein Bewohner dieser Gegend schildert sie also: „Sie sind in Holz geschnitzte Darstellungen der Geburtsgeschichte Christi, und manche sind wirklich kunstreich und schön. Da sieht man auf einem Berge die Stadt Bethlehem. Vorn ist ein Stall mit offenen Wänden, an denen man neben Ochsen und Esel das Christkind in der Krippe und Maria und Joseph sieht. Auf der anderen Seite stehen die Hirten, welche die Schafe hüten, und über ihnen schweben Engel, welche die Geburt Christi verkündigen. Im Hintergrunde kommen auf einem Berg-

prade die drei Weisen aus dem Morgenlande auf Rossen und Kamelen, von Dienern begleitet, heran und ziehen nach dem Sterne, der über dem Stall strahlt. Das ganze Bildwerk hat oft einen bedeutenden Umfang, und wenn es in der Weihnachtszeit in den Familien, die eines solchen Besizes sich rühmen, aufgebaut, jede Figur an ihren Platz gestellt und das ganze durch ringsum angebrachte Lichter erleuchtet ist, so wird das Zimmer von Beschauern nicht leer, ja, es kann oft kaum die Menge fassen, und wenn man einen Knaben fragen wollte, was ihm an Weihnachten das liebste sei, seine Geschenke oder die strahlende Krippe, er würde wohl meist das letztere nennen.

Außer so großen Krippen, wie sie hier beschrieben sind, findet man freilich auch oft recht kleine, die aber dennoch den Kindern nicht weniger Freude bereiten. Manchmal ist nur das Brettchen, auf dem der lichtstrahlende Tannenbaum steht, in eine Krippe umgewandelt. Um das Brettchen herum zieht sich, oft von Kinderhand gefertigt, ein zierlicher Lattenzaun, und auf das Brettchen selbst ist eine Moosbede geleimt. In einer Ecke steht eine Krippe, oft auch von Kindern selbst angefertigt, in ihr, das Christuskind darstellend, ein kleines Widelpüppchen, während neben ihr Ochse und Esel ihren Platz gefunden haben. Ueber die Bedeutung dieser beiden Tiere, die man bei den meisten Krippen findet, gibt folgendes Verschen in naiver, aber sinniger Weise Aufschluß:

Ein schönes Kindlein,
Es liegt auf bloßem Heu
In blühenden Windlein;
Zwei Tiere sind nebenbei
Und schnaufen seine Füßlein an,
Dass ihm der Frost nit schaden kann."

In einer anderen Ecke des „Gärtchens“, wie die Kinder diese Krippendarstellung auch nennen, ist eine Herde hölzerner Schäfchen aufgestellt, die von dem Hirten gehütet werden. Ueber der Spitze des Baumes aber schwebt ein Engel, ein Band mit der Inschrift: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ in den Händen.

Auch in Böhmen werden nicht nur in Kirchen, sondern auch in vielen Häusern Krippen aufgestellt, und in Reichenberg pflegt man in den Familien „Krippel“ zu benutzen, um unter ihnen die Gaben, die das Christkind beschert hat, zu verstecken. In anderen Orten ziehen am heiligen Abend Knaben, als Hirten verkleidet und Weihnachtslieder singend, von Haus zu Haus. Sie tragen ein Kripplein, das ein Bursche begleitet, dessen gekröntes Haupt und weißes Hemd Christus anzeigen soll.

Einer ähnlichen Sitte begegnet man auch in Italien, wo die Aufstellung von Krippen überhaupt am verbreitetsten ist. Um die Weihnachtszeit füllt sich Rom mit ländlichen Gestalten. Die in der ewigen Stadt ansässigen Hirten, die den Künstlern als Modell dienen, erhalten dann bedeutenden Zugzug aus dem Neapolitanischen. In ihrer höchst malerischen Tracht ziehen sie paarweise oder zu Dreien mit Dudelsack und Flöte von einer Kirche zur andern, um für wenige Centesimi vor den Krippen oder Madonnenbildern ihre eintönigen, naiven Weisen erklingen zu lassen. In Italien findet man nämlich zu Weihnachten fast in jeder Kirche eine Krippe. Unter den 400 Kirchen Neapels ist auch nicht eine, die sich zum Christfeste nicht einen dekorativen Aufbau leistet.

Eine der schönsten Krippen Roms befindet sich auf Ara Coeli. So heißt die Kirche und das Kloster der Franziskaner auf dem Capitolischen Hügel. Hier wird das Sacro Bambino, das wundertätige Bild des Jesuskindes, aufbewahrt und alljährlich zum Weihnachtsfest ausgestellt. Im Vordergrund einer Höhle liegt das Bild des Jesuskindes in einer Krippe auf Stroh. Es ist von zahlreichen Kerzen beleuchtet, ebenso eine prächtige Glorie über demselben, die aus hintereinanderliegenden, reich mit Engeln besetzten Wolken besteht. Im Hintergrunde erblickt man eine zum Weihnachtsfest passende, liebliche Landschaft, auf die das Licht des Tages fällt.

Ganz eigenartige Krippen findet man in Rußland. In einer Grotte, die man aus Steinen, Kiefernäzweigen

und Moos, sehr häufig aber auch aus unregelmäßig geformten, zusammengefrorenen Eisstückchen aufgebaut hat, erblickt man Maria und Joseph mit dem Kindlein und den anbetenden Hirten, manchmal auch einen Engel, der der Welt die frohe Botschaft von der Geburt des Heilands verkündigen soll, oder die drei Weisen aus dem Morgenlande, die, dem ihnen erschienenen Stern folgend, nach Bethlechem ziehen. Tag und Nacht sind diese Grotten, von denen namentlich die Eiszgrotten einen prächtigen Anblick gewähren, hell erleuchtet. Jeder, der vorübergeht, bezeugt der heiligen Familie oder dem Engel seine Ehrerbietung, und manches inbrünstige Gebet steigt aus gläubigem Herzen hinauf zum Thron des Höchsten, eingedenk der frohen Botschaft, die der Engel den Hirten draußen auf dem Felde verkündigte:

„Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Räthel und Aufgaben.

Ergänzungsräthel.

Es sollen 11. Wortpaare gesucht werden, bei denen man das zweite Wort durch Einfügung eines Buchstabens in die Mitte des ersten Wortes erhält. Z. B. Meer und Meter. Die eingelegten Mittelbuchstaben nennen, wenn die Wörter richtig geordnet sind, einen Violinvirtuosen der Neuzeit. Die Wörter bezeichnen:

1. einen holländischen Maler und einen deutschen Maler.
2. eine Stadt am Rhein und eine Stadt in Tirol.
3. einen Fluß in Norwegen und eine Stadt in Thüringen.
4. ein Flächenmaß und einen Beinamen eines Raubvogels.
5. Nahrungsmittel und ein Gefäß.
6. Pflanzen robust und Stadt in Holstein.
7. ein Verhältnis und einen Nebenfluß der Havel.
8. landwirtschaftlicher Ausdruck und Pflanze.
9. alte Münze und eine Tugend.
10. eine Stadt in der Schweiz und einen Vöndrich in Frankreich.
11. einen Körperteil und bergmännischer Ausdruck.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Sonntags-Nummer.

Buchstaben-Doppelräthel.

Mur = Murmur
lau = Lall
Ger = Gerat
man = Tamen
der = Jeder
ich = Etich
Rom = Chrom
Ra = Perat
Heu = Erheu

Nichsche.

Ordnungsaufgabe.

S e r i n g s d o r f
S e l t e r s
A n d e r s e n
N o r d e r n e y
S c h l a c h t
S t e i n g u t
K a r l s b a d
R e i c h e n b e r g
A u t o m o b i l e n
W a c h e n b u s e n
B ä m m e r g e i e r

Hedda Gabler.

Rebus.

Selbst die Gule findet ihre Jungen schön.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Immer derselbe.

Professor:
„Ich soll für meine Frau ein Pfund grüne Seife mitbringen.“

Kaufmann:
„Grüne ist leider nicht mehr da.“

Professor:
„Dann geben Sie mir irgend eine andere passendere Farbe.“

Scherzfrage.

Was ist sekundär?
Hörst du mich?
Hörst du mich?
Hörst du mich?
Hörst du mich?
Hörst du mich?
Hörst du mich?
Hörst du mich?

Geistreich.

(Text zu nebenstehendem Bilde.)

„Na, Herr Kammerad, Pavillon besehen? Interessieren sich ja wohl sehr für Altertümer?“

„Kolossal, ich bin viel jenseits darum, Pompeji gewesen!“

„Na, und wie hat's Ihnen da gefallen?“

„Ah, prächtig baufälliges Nest!“

Geistreich.



Der Parvenu.

Frau Rosenzweig (auf dem Ball zu ihrem Gatten): „Moritz, dein Konkurrent hat 5 Flaschen Champagner zum Besten gegeben.“

„Na, werd' ich zahlen ein Faß Champagner!“



Unter Brausleuten.

Sie: „Ich will, daß wir nun endlich Hochzeit machen, ich bin es müde, noch länger zu warten.“

Er: „Na, wenn Du müde bist, dann will ich Dich sitzen lassen.“



Bedeutender Erfolg.

A.: „Hat denn Schulz als Schauspieler schon Erfolg gehabt?“

B.: „Ja; er spielte neulich in einem Stück einen Diener so vorzüglich, daß ihn ein Baron sofort nach dem Theater als Lakai engagierte.“

Das non plus ultra der Lebenswürdigkeit.

„Sie verzeihen, mein Herr, daß ich es wage, Sie zu ersuchen, mir gütigst zu erlauben, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie hierdurch zu fragen: ob Sie die Gewogenheit haben wollen, mir zu vergönnen, daß ich mich er-
 kühne, Sie zu bitten, mir d. is Glück zu ge-
 wahren, daß ich mich Ihnen nahe, um Ihnen
 freundlichst zu sagen, daß ich nichts sehnlicher
 wünsche, als imstande zu sein, Ihnen zu zeigen,
 wie sehr es mich freut, daß das Schicksal mir
 so günstig ist, den Augenblick herbeizuführen,
 der mir das Vergnügen zuteil werden läßt,
 Sie zu versichern, daß es mir unmöglich ist,
 durch leere Worte die Gefühle auszudrücken,
 die mein Herz bei dem Gedanken ergreifen,
 daß Ihre Güte mich berechtigt, die Hoffnung
 zu hegen, daß Sie überzeugt sind, wie tief
 ich es empfinde, welch ein Vorzug es ist, daß
 ich die Ehre haben darf, mich im Gefühle der
 lebhaftesten Hochachtung zu nennen

Ihren gehorsamsten Diener
 Arthur Schönwedel.

Seite mit der Eule.



Lehrer: „Wer von Euch hat schon 'mal eine Eule gesehen?“

Fritz: „Ja, Herr Lehrer.“

Lehrer: „Wo denn?“

Fritz: „Bei uns zu Hause uff de Seesel!“



Variente.

Baafisch: „Herz und Glas, wie leicht bricht das!“

Gedankensphäre.

Ehen werden im Himmel geschlossen und auf — Erden geschlossen.

Aus der Not eine Tugend.



„Sind Sie denn unter die Wigerln gegangen, daß Sie sich die Hosen so weit aufkrempeln?“

„Nein, die hat mir der Lumpige Kerl, der Schneider, zu kurz gemacht.“



Arg hineingeredet.

Junge Frau (zu ihrem Mann, der mit einer hübschen Kellnerin schäkert): „Aber Arthur, Du bist doch 'n Ehemann!“

Mann: „Das habe ich glücklich schon wieder vergessen!“



Grob.

Geschäftsfräulein: „Verheiratete Leute stelle ich grundsätzlich nicht ein!“

Stellensuchender: „Na, in Sie tät' ich mich doch nicht verlieben!“



Druckfehler.

Mitten im Büstenbereich fand die Karawane mehrere saftige Hasen (Hasen.)

Am offenen Grabe des Holzhändlers sang der vierstämmige (stimmige) Männergesangsverein.



Kolossal.

„Herr Leutnant wollen Ihr Porträt ausstellen lassen?“
 „Ja, Interesse an der Kunst zu heben.“

Macht der Gewohnheit.

Student (bei der Liebeserklärung): „Ach, Fräulein, pumpen Sie mir doch endlich Gehör!“

Unlösliche Aufgabe.

Fräulein A.: „Sie hatten ja wohl einen Diskussionsklub gebildet, was ist denn aus dem geworden?“
Fräulein B.: „Den mußten wir aufgeben; wir konnten nämlich kein Mitglied finden, das die Stelle einer Präsidentin übernehmen wollte und sich ruhig verhielt, während die Ab rigen sprachen.“

Zerstreut.

Dame (Bierzigerin): „Ende der siebziger Jahre litt ich an einem heftigen Bronchialkatarth . . .“

Professor: „Bob Bliz, haben Sie sich gut konserviert. Für eine Siebzigerin habe ich Sie nimmer gehalten!“

Wie schön das war!

Wenn nicht mehr wüßten alle Steuern,
Wenn nicht „getauft“ mehr würd' der Wein,
Wenn reichlich Korn lüg' in den Scheuern,
Wenn Gold würd' jeder Kieselstein,
Wenn's wirklich güb' Würzberger Richter,
Wenn endlich rahlen lür'sche Dichter,
Wenn eitel Bier der Fluß, das Meer —
Wie schön das war!

Wenn's doch nicht drückten Hypotheken,
Wenn nicht die Sorge küm' ins Haus,
Wenn man nicht brauchte Apotheken,
Wenn meinen Fiedern würd' Applaus,
Wenn ich könnt' pumpen meinem Schneider,
Wenn zehn Jahr' hielten Schuh' und Kleider,
Wenn nicht die Pörs am „Schlen“ leer —
Wie schön das war!

Wenn Harr und Heis die Kässerjungen,
Wenn Jahnschmerz Groß' und kleinen fremd,
Wenn's nur zum Guten zög' die Jungen,
Wenn weiß die Lust schon wüß' das Hemd,
Wenn kels dem Hunger voll die Schlüssel,
Wenn jede Frau gern güb' den Schlüssel,
Wenn Glück nicht fuder Wahn und Mär —
Wie schön das war!

Emil Hantsch.

Zusammengeschobene Annonzen.

Junger, intelligenter Kaufmann sucht eine Lebensgefährtin . . . Zeitzahlung gestattet.

Prozig.

Herr (zum neugeborenen Kommerzienrat): „Nun, wie geht's Ihnen?“
„Nu, wie's halt einem Kommerzienrat gehen kann!“

Ein Patriarch.

Frau Goldstein: „Sei nicht so rauh und hart zu unsern Jung, Jakob — Du bist ja der reine Erzbater.“

Auch eine Unterstützung.

A.: „Meinen Onkel habe ich sehr unterstützt, als er damals krank war!“

B.: „Du — ihn unterstützt?“

A.: „Na gewiß! Ich habe ihn ein ganzes Jahr lang nicht angepumpt!“

Höchstes Genuss.

Badisch (entzückt): „Ach, gestern haben wir Pfänder gespielt, Lucie; es war reizend . . . sogar ein Leutnant hat mitgetan!“

Kindermund.

Fritschen: „Onkel, sag' mal, kannst Du Deinen Kopf aufmachen?“

Onkel: „Aber, Fritschen, das ist doch nicht möglich, und wozu denn auch?“

Fritschen: „Ja, Papa hat gesagt, Du hättest mir Stroh im Kopf, und das will ich mir 'mal ansieh'n.“

Verschnappt.

Er: „D, geben Sie doch nur einen Ruß.“

Sie: „Pfui, Sie Anmauser.“

Erster Gedanke.

„Mein Mann ist Koch.“

„Ach, Sie Glückliche, da brauchen Sie wohl gar nicht zu kochen?“

Sein Jammer.

Kadett: „O Zemeinheit! Sojar Schlüssel hat 'n Bart, bloß ich nicht!“

Unglück.

Richter: „Dem Guberbauer haben Sie bei der Prügelei mit dem Pierseidel den linken Arm zerschmettert!“

Angeklagter: „Ja, aber das war Unglück . . . ich hatt' eigentlich nach dem Kopf gezielt!“

Boshaft.

A.: „Ihre Frau ist wohl linkschändig?“

B.: „Weshalb?“

A.: „Na, Ihre ganze rechte Wange ist doch angeschwollen!“



1.



2.



3.

Ein kalter Strahl.



Dämchen: „Sie verschlingen mich ja förmlich mit Ihren Blicken!“

Herr: „Sie erinnern mich so an mein Leibgericht — Gansbraten.“

Faule Entschuldigung.

Frau: „Du kommst ja ganz benebelt nach Hause, was soll das?“

Mann: „Na, geh' Du doch 'mal in dem Nebel draußen spazieren.“

Erstes Ballgespräch.



Er (zu seiner Angebeteten, welche die Tochter eines Schneiders ist): „Fräulein Hulda, können Sie mir vielleicht sagen, ob Ihr Herr Vater meine Hosen fertig hat?“

Klassische Mahnung.

Vater (zum Sohn): „Moritz, schämste Dir nig? Schon 23 Jahre und noch nig für einen Konkurs getan.“

Brummeren.

Von Tag zu Tag ging das Geschäft jetzt schlechter, Die Gläubiger, die kamen angelaufen. Dem armen Chef, dem brummte schon der Kopf, Denn kein Mensch kam, um etwas einzukaufen.

Da griff er dann zu unerlaubten Mitteln, Das aber wurde vollends sein Verhängnis, Denn jetzt, jetzt brummt ihm nicht allein der Kopf, Der ganze Kerl brummt nunmehr im Gefängnis.

G. Brenden.

Gedankensplitter.

Mancher, der keinem Feuer zu nahe kam, rühmt sich, daß er unverfehrt blieb.

Ein Lot Glück wiegt mehr als ein Pfund Verstand.

Zeitgemäss.



Kommis: „Dieser Stoff ist vorzüglich, die feinsten Damen tragen ihn.“

Dienstmädchen (geringschätzig): „Ne, nee! Meine Madame trägt ihn auch. Haben Sie nichts Besseres?“

Die falsche Freundschaft.

Die falsche Freundschaft gleicht der Sonnenuhr. Bei Sonnenschein ist sie gefällig nur; Verbirgt die Sonne hinter Wolken sich, So läßt sie dich mit einem Schlag im Stich.

Druckfehler.

Das festlich beleuchtete Goldwarengeschäft war das Ziel vieler Kaufender (Tausender).

Kathedrblüte.

Selbst der unvertundbare Siegfried hatte seine Achilles-verse — auf dem Rücken.